

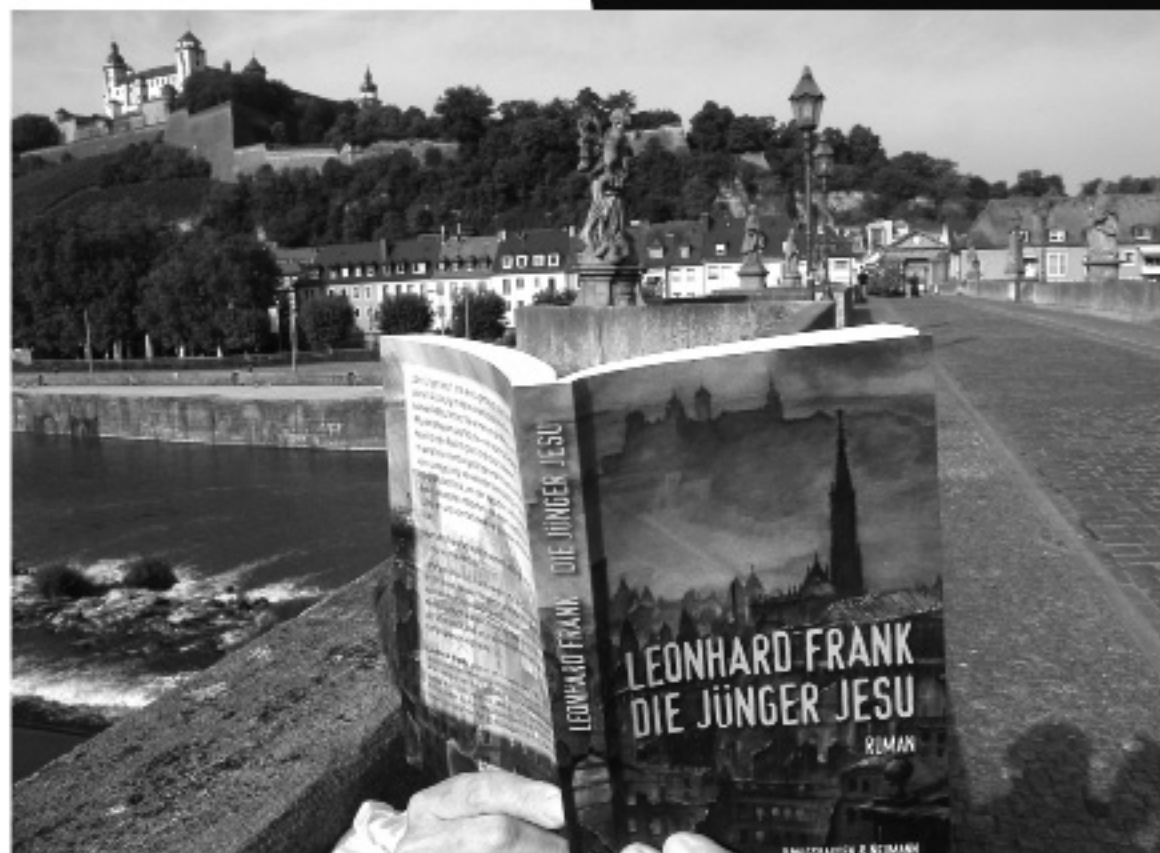


Intro/Impressum	5
Slam Dunk - das Internationale Filmwochenende wird 40	6
Boutiquen statt Bildung?	14
Wolfgang Lenz - ein Nachruf	20
Reformator mit Zukunftsblick	23
Rein prahlerisch	26
Lichtblick	27
Kontrovers: Der Fall Gurlitt	28
Barfuß unglücklich	30
Des kleinen Bruders Wandlungen	32
Shortcuts	36

 **Würzburg
liest ein Buch**
04. bis 13. April 2014

Mit! Lesen!

Die ganze Stadt macht mit: Lesungen,
Vorträge, Ausstellungen, Diskussionen,
Theater und vieles mehr - Sie auch?
Melden Sie sich an unter:
info@wuerzburg-liest.de
www.wuerzburg-liest.de



Leonhard Frank **Die Jünger Jesu**

Mit! Lesen!
www.wuerzburg-liest.de



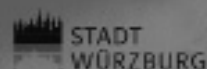
„Würzburg liest ein Buch“ will Menschen
der Stadt generationenübergreifend über
ein Buch ins Gespräch bringen.

Rein malerisch

**WILHELM LEIBL
UND SEIN KREIS**



Museum im
Kulturspeicher
Oskar-Landö-Platz 1
97060 Würzburg
www.kulturspeicher.de



Würzburger Kulturstiftung



COMMERZBANK
Commerzbank Stiftung

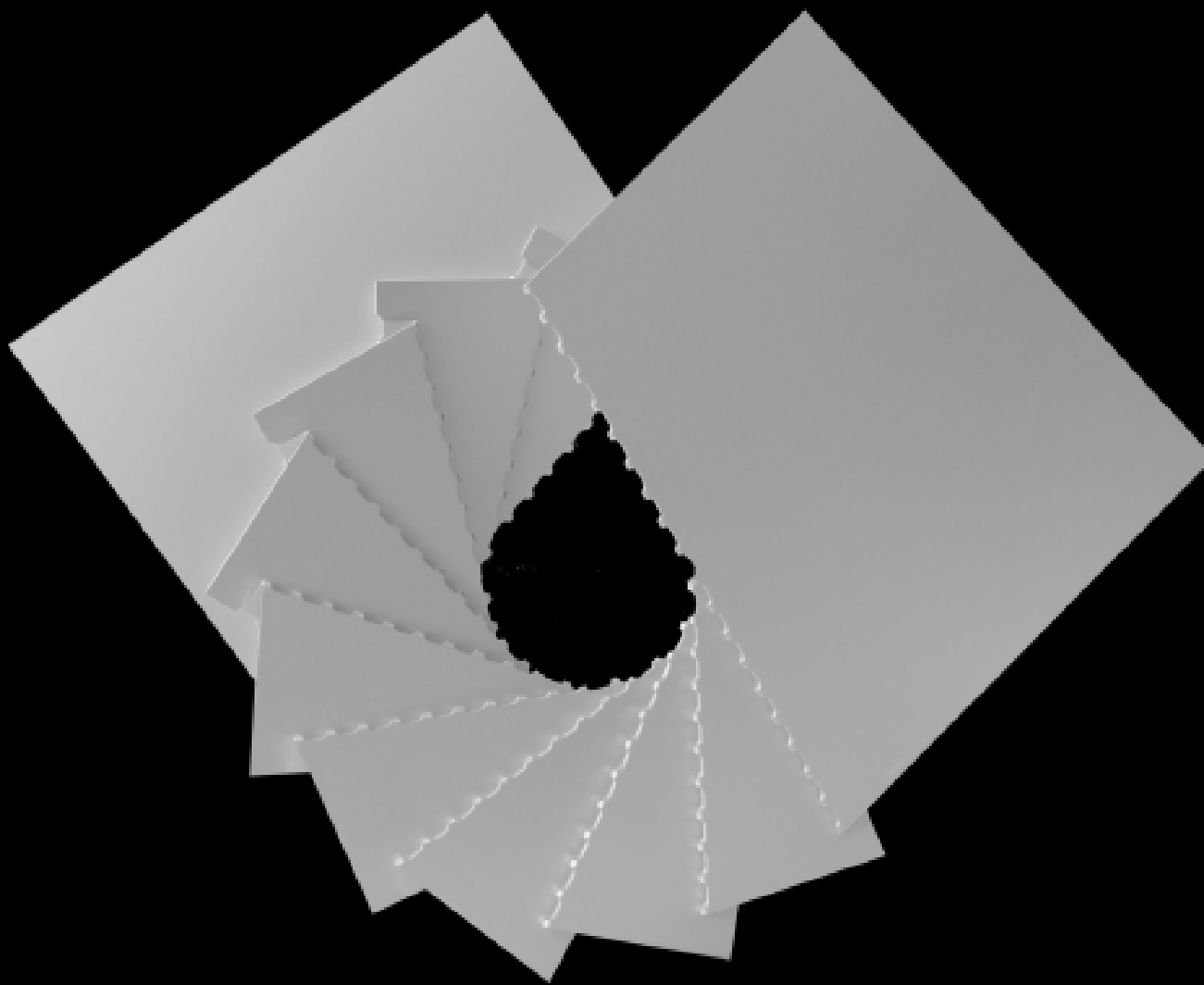


Kulturfonds Bayern



DB BAHN
Mainfrankenbahn

14.12.2013
BIS 23.03.2014
MUSEUM IM
KULTURSPICHER
WÜRZBURG



Hin und wider fragen wir uns, warum sich so viele Menschen damit begnügen, den Skulpturen nur gelegentlich im Museum zu begegnen. Wo sie abseits des Alltags nur Kunstwerke sind, die wir bestaunen und dabei vergessen, dass sie geschaffen wurden, unseren Alltag zu bereichern. Um dazu beizutragen, dass die Skulptur wieder Teil unseres Alltags werden kann, haben wir uns entschlossen, unter dem Motto **PRO SCULPTURA** in unregelmäßiger Folge Skulpturen in Auflagen von jeweils 10 Exemplaren zu einem zivilen Preis anzubieten.

OBO
 Auflage: 10 Exemplare numeriert und signiert
 Material: Eloxiertes Aluminium
 Maße: 24 x 26 x 10 cm
 Preis pro Exemplar: 1.200,-,- inklusive MWSt

E. Fiebig ★ Königstor 2 ★ 34117 Kassel ★ 0561 5214570 ★ info@art-engineering.de

Intro

Alle sechs Jahre kommen sie wieder. Genauso wie die alljährlichen Perseiden. Es handelt sich um Kulturschnuppen.

Immer zu Wahlkampfzeiten verleihen sie den Orten der Kultur milden Glanz, erleuchten phasenweise Vernissagen, Events, Festivals, um spätestens nach der Stadtratswahl automatisch wie Sternschnuppen zu verglühen. Offenbar ist Kultur nur dann ein Thema, wenn es um Pöstchen oder Mandate geht, ansonsten ist sie den meisten - schnuppe.

Wenn man den vielen lokalen Hellsehern glauben mag, scheint jetzt bereits sicher, daß sich nach der Wahl unserer Bürgervertreter in Amt und Würden wieder viele Versprechungen, mit denen man den hiesigen Kulturschaffenden Hoffnung auf Verbesserung avisiert hatte, in die berühmte heiße Luft verdampfen werden.

Wir allerdings machen nicht nur viele Worte, wir schreiben auch darüber. Und da wir ja verändern und besser werden wollen, denn manchmal bringen Veränderungen auch einen kräftigen Motivationsschub mit sich, haben wir das unverwechselbare Titelblatt-Design der **nummer** wieder variiert. Dazu werden wir künftig Themen, die innerhalb der Redaktion kontrovers diskutiert werden, in einer speziellen Rubrik und in lockerer Folge unseren Lesern vorstellen.

Die Redaktion

nummerneunzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
 Verein zur Förderung von Kultur in
 Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
 Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
 Tel.: 09 31 - 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
 Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
 Achim Schollenberger [as], Frank Kupke
 [kup], Renate Freyeisen [frey], Eva-Suzanne
 Bayer, Berthold Kremmler, Ulrich Karl Pfann-
 schmidt, Falk von Traubenberg.

Für die Inhalte der
 Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo
Umschlagfarbe Pantone 234 C

Layout
 Akimo

Anzeigenpreisliste 2.2010

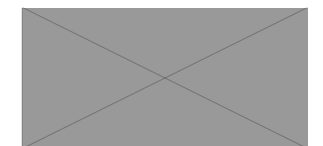
Künstlerportfolio:
 € 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)
 Short Cuts:
 € 80 Viertelseite 77,5 x 100
 € 100 Halbe hoch 77,5 x 205
 € 100 Halbe quer 160 x 100
 € 200 Ganze Seite 186 x 246
 € 250 Anschnitt/U4 186 x 246
 alle Maße: Breite x Höhe in mm
 alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala
 € 125 Pantone-Farbskala
 alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft
 Förderverein Kurve e.V.
 € 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft
 € 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft
 € 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte
 alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
 Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
 wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
 Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.



Slam Dunk

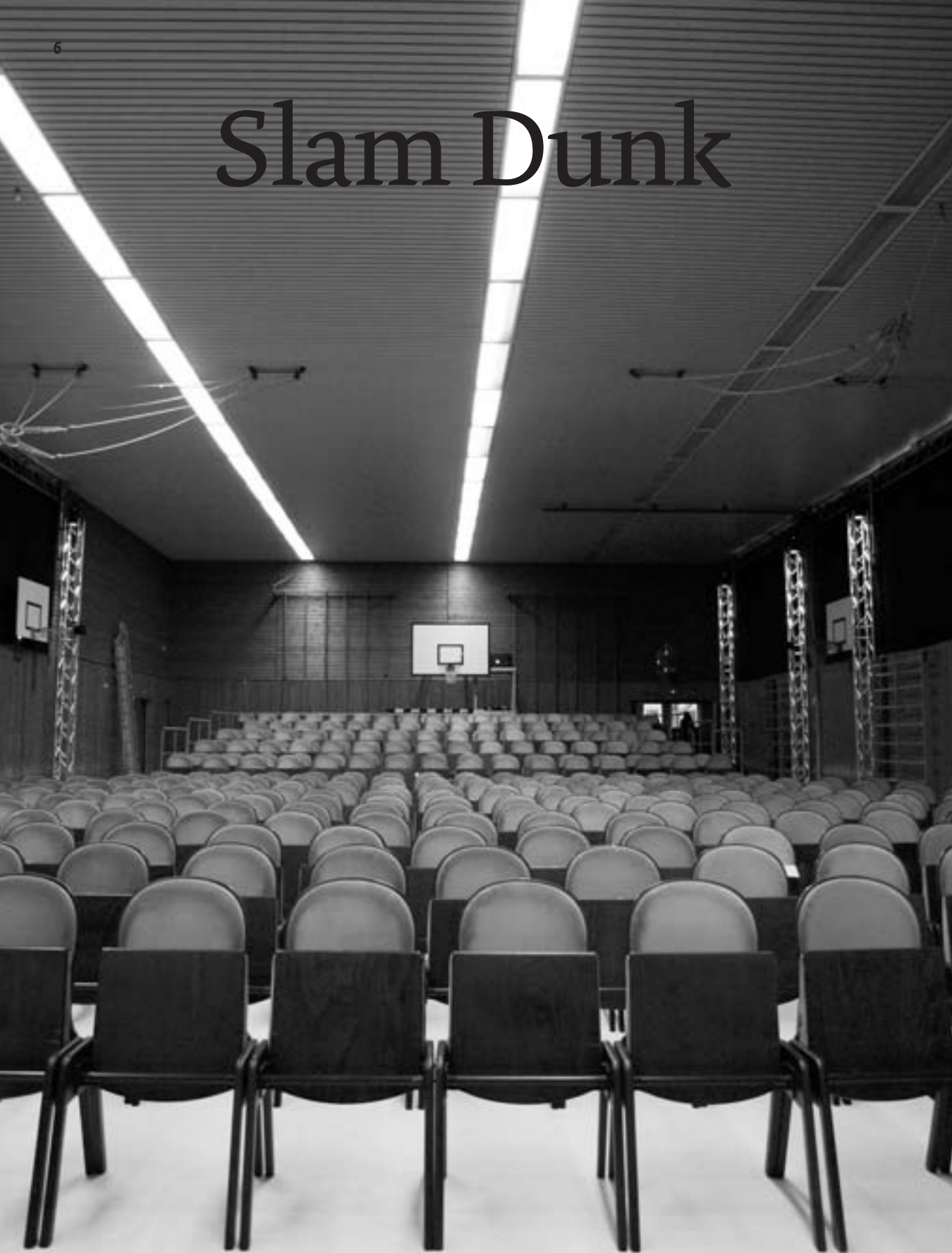


Foto: Achim Schollenberger(2)

Das Internationale Filmwochenende in Würzburg wird 40 und zeigt sich erfinderisch

von Berthold Kremmler

Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

Das Jubiläumsfestival zeigte sich zu aller Überraschung überaus lebendig – das Publikum machte sich selber die schönste Bescherung, kam in Scharen und bevölkerte ausgesprochen lustvoll das MOZ, die Kinosäle und das Foyer. Sie haben richtig gelesen, „die Kinosäle“, denn aus den anderthalb festinstallierten Programmkinos wurde jetzt Kino 1 und Studio, dazu kam das Kino 2 und das Kellerkino. Winfried Karl und seine Mannen machten aus der Sporthalle und dem Gymnastikraum im Keller 2 vollwertige Spielsäle (indem sie die notwendige Kinotechnik aufwendig liehen), die Fenster abdunkelten, jede Menge Stühle aufstellten und mit den montierten Gerüsten eine glanzvolle Optik wie in einem richtigen Veranstaltungssaal erzeugten, und das alles in kürzester Zeit, da ja die Dauermieter, die sonst diese Räume gemietet haben, auf sie nicht unnötig lange verzichten wollten. Und man muß schon von einem kleinen Wunder sprechen, was da entstanden ist: ein Kino, das sich vor entsprechenden Kinosälen in Locarno oder Venedig nicht zu verstecken brauchte, mit einer Projektionsqualität, die dem technischen Stand entspricht und nicht wesentlich hinter dem Cinemaxx zurückstehen muß. Nur die Stühle sind nicht so komfortabel, und im Keller fällt unangenehm auf, daß der Raum nicht heizbar ist. Aber darüber denken Organisatoren und Techniker fieberhaft nach, wie sie mit der Abwärme aus dem Kino 2 diesen Raum angenehm temperieren können...

Die Zuschauer zeigten sich begeistert und füllten selbst diesen größten Raum, die ursprüngliche Sporthalle, der so groß wie das legendäre Kino 1 im Corso ist, mit fast 400 Plätzen, daß es eine Freude war. Und was man im Cinemaxx leidvoll vermisst hatte, die richtige Festival-Atmosphäre – hier stellte sie sich mühelos ein. Wieder in drangvoller Enge, zeigte sich, wie familiär es zugeht bei einem solchen Festival in Würzburg, wo sich die Besucher kennen und es genießen; wie charmant ein engagiertes Team wie das des Jugendkulturhauses Cairo diesen Innenraum möblierte. Eine besondere Delikatesse vermittelte ein Beamer, mit dem in

einer Endlosschleife Fernsehberichte der letzten 20 Jahre auf eine Leinwand projiziert wurden, mit dem Kameramann Michael Ballhaus und vielen Koryphäen des internationalen Filmgeschehens und den noch nicht so Berühmten, die das Festivalflair vor dem Bildschirm in gedrängter Enge aufblühen ließen. Über dieser Begeisterung darf man nicht vergessen, daß es 60 Filmvorführungen gab, daß die Schicksale vertriebener und wieder mühsam seßhaft gewordener Menschen zu Herzen gingen oder daß das Tüfteln an technischen Geräten zur Klangerzeugung einen zu hemmungsloser Verehrung solcher Erfindungen werden lassen konnte („Le chant des ondes“).

Mag diese Veranstaltung in absoluten Zahlen (vermutlich nahe an 8.000 Zuschauern) kein so bedeutungsvolles Ereignis sein – im Würzburger MOZ zeigt sich, daß es nach wie vor ein Publikum für ungewöhnliche Veranstaltungen gibt, die von einer Schar hoffnungsloser Enthusiasten auf die Beine gestellt wird, erfolgreich und doch nicht bloß Mainstream ist.

Den Stadtvätern könnte das doch sehr zu denken geben, wären sie denn zahlreicher gekommen und hätten sich von der Begeisterung mitreißen lassen. Das nämlich, das ist wahrhaft lebendige Kultur, ein freilich sehr fragiles Wesen. ¶





*Ganz familär!
Wir kennen sogar den siebten in der achten Reihe von hinten.*



Die Polonaise geht ihren Gang. So schön kann Geburtstag sein.



*Die Vorstandschaft der Filminitiative zieht Bilanz.
Hannes Tietze, Thomas Schulz, Sanne Bauer*

*Sein Film „Kertu“ gewann.
Regisseur Ilmar Raag aus Estland.*



Aber bitte mit Sanne! Franziska Werbe und Susanne Bauer, die guten Geister der Filmini.



„Wahlurne“ (ist schon auch irgendwie ein komisches Wort.)
Unter Aufsicht des Kontrolleurs
Thomas Lehrmann.



Würzburger Cineasten
benehmen sich ausgesprochen
zivilisiert.



Schüler der Mönchberg-Schule, die mit ihrem Kurzfilm „Schattenspringer“ begeistert.



*Für einen richtigen Kinofan wurde das Central für einige Tage zum Lebensmittelpunkt -
möglicherweise kam Rechtsanwalt Jochen Hofmann auch aus Genußsucht.*



Gibt's noch Karten?

*Filmini-Vorstand Hannes Tietze und der Hauptsponsor
des Filmwochenendes, Helmut Heitzer von der VR-Bank Würzburg.*



*Zwei Regisseure die Spaß haben.
Peter Franzén aus Finnland
und Eva Eckert aus Österreich.*

Den 1. Platz beim Würzburger Publikum errang der estnische Spielfilm „Kertu“. Regisseur Ilmar Raag kann sich über ein Preisgeld von 2 500 Euro freuen, gestiftet von der VR-Bank Würzburg. Den 2. Platz belegte „Tumman veden päällä“ von Peter Franzén, den dritten „Rosie“ von Marcel Gisler. Sieger bei den Dokumentarfilmen wurde „Mittsommernachtstango“ von Viviane Blumenschein. Dafür gab es 1 500 Euro, gesponsort von Vogel Business Media. Auf den Plätzen folgten „Still“ von Matti Bauer und „Der Imker“ von Mano Khalil. „Grünes Gold“ von Barbara Marheineke bekam 1000 Euro von der Distelhäuser Brauerei für den besten Kurzfilm. Sieger bei den „Selbstgedrehten“ wurde „Ziemlich von der Rolle“. Dafür gab es 150 Euro vom Bezirk Unterfranken für die Filmgruppe des Röntgen-Gymnasiums Würzburg.



*Noch zwei Regisseure, die Spaß haben.
Matti Bauer und Ilmar Raag aus Estland.
Der weiß noch nichts von seinem Sieg.*



Auch zum 40. gibt es das Gruppenfoto mit Vorständen, Sponsoren und cineastischem Nachwuchs.



Foto: Achim Schollberger

Boutiquen statt Bildung?

Stellungnahmen zum Stand der Dinge in Sachen Mozart-Areal

von Angelika Summa

Der Widerstand wächst. Nachdem bekannt geworden war, daß sich der Würzburger Stadtrat beim Investorenwettbewerb für das Mozart-Areal in einer nichtöffentlichen Sitzung auf einen Investor geeinigt hat, ging die Bürgerinitiative (BI) „Rettet das MOZ“ in die Offensive. Sie begann, wie angekündigt, mit einer Unterschriftensammlung für ein Bürgerbegehren. Denn der Plan des bis dato unbekanntem Investors, das denkmalgeschützte Mozart-Gymnasium komplett abzureißen und den Platz mit einem Einkaufszentrum in Blockbebauung zu füllen, darf nicht realisiert werden, so die

Meinung der BI. Und das ist nicht nur deren Meinung. Was man am Zuspriechen ablesen kann. Man komme mit der Unterschriftenaktion gut voran und sei schon auf „halber Wegstrecke“, wie BI-Sprecher Jörg Töppner bestätigte. Der große Zuspriechen ist verständlich. Um sich die Bedeutung des Mozart-Areals für die Würzburgerinnen und Würzburger vor Augen zu führen: Mit dem Schulgebäude ist persönlich gelebte Geschichte verbunden. Das geht über bloße Nostalgie à la „Feuerzangenbowle“ hinaus. Das Moz ist Teil des großen Beziehungsgeflechtes, das die

Würzburger zu ihrer Stadt haben. Viele haben in diesem Gebäude Jahre ihres Schülerdaseins mit allen Freuden und Sorgen verbracht, haben dort an der Tagesschule oder am Abendgymnasium ihr Abitur gemacht, und, falls nicht, doch Freunde, Partner fürs Leben gefunden und die Weichen für die Zukunft gestellt. Und sie tun es auch heute noch; im Moz werden zur Zeit immerhin noch 20 Klassen von Würzburger Gymnasien unterrichtet. Fest steht: Ein Totalabriß dieses Baudenkmals würde die Beziehung Bürger - Stadt schwer erschüttern. Und dann darf man noch nicht einmal mitreden! Alles geheim! Bis jetzt hat es der Würzburger Stadtrat nicht für nötig befunden, das Projekt den Bürgerinnen und Bürgern vorzustellen. Das ist politisch unklug, denn fehlende Transparenz und mangelnde Gesprächsbereitschaft ist eher Ausdruck feudalistischer statt demokratischer Denkweise. Und das sorgt für Zorn, weil man vermuten darf, daß - wieder einmal - der Investor machen kann, was er will. Wer Investoreninteresse vor Bürgerbeteiligung stellt, läßt zu, daß beim Bauen das Erzielen eines möglichst hohen Gewinns die entscheidende Rolle spielt und nicht der Bürgerbedarf oder das städtebauliche Erscheinungsbild. Folglich wachsen die schlimmsten Befürchtungen: Wir handeln uns einen modernistischen Betonklotz ein, und das an dieser sensiblen Stelle! Masse statt Klasse, das wird es werden, sonst rechnet es sich für den Investor doch nicht... Zig Tausend qm große Einkaufsfläche soll das neue Shopping-Center auf Moz-Gelände inklusive Kardinal-Faulhaber-Platz haben? Ob das darin Angebotene wirklich das sein wird, worauf die Konsumenten aus nah und fern schon seit Jahren gewartet haben und in der Folge in Scharen strömen werden? Noch ein paar Boutiquen oder Bäcks mehr können es doch wohl nicht sein.

Die Bürgerinitiative „Rettet das MOZ“:

Töppner vermutet hinter der Geheimniskrämerei taktisches Vorgehen. Sei erst einmal das individuelle, lockere Schulgebäude mit seinen drei Innenhöfen durch einen mehrgeschossigen Betonklotz - für diesen spricht die Angebotssumme von 10 bis 11 Millionen - ersetzt, seien Fakten geschaffen, mit denen sich die Würzburgerinnen und Würzburger dann gezwungenermaßen abfinden müßten. Jetzt sollten endlich die Karten offengelegt werden, damit jeder sich ein Bild von der Sachlage machen könnte. Er könne sich zu diesem Zweck eine Bürgerwerkstatt vorstellen. In öffentlichen Diskussionen würde sich offenbaren, auf welchem Hintergrund der Beschluß der Stadtratsmehrheit

zu einer Shopping Mall „mit Luxus-Orientierung“ zu lesen ist: Man will Würzburg „als attraktives, gehobenes Einkaufszentrum“ zwischen Frankfurt und Nürnberg positionieren. Das sei grotesk, so Töppner. Denn Würzburg hat diese geschäftliche Struktur nicht. Die Potenz der Universitätsstadt Würzburg ist Bildung und Kultur. Es gab einmal die „Kulturmeile von Dom, über Otto-Richter-Halle, Mozartgymnasium, zur Residenz“ mit allen Zeugnissen der Würzburger Stadtgeschichte. Jetzt sei man dabei, dieses Merkmal vollends zu zerstören. Der Plan, heutzutage ein riesiges Einkaufszentrum zu bauen, lasse zudem das Abwandern der heutigen Kunden ins Internet völlig außer acht. In einigen Städten reduzieren neuerdings sogar Sparkassen ihre Schalter, weil der Kunde lieber Onlinebanking macht, statt sich anzustellen. In den 1990er Jahren wurde noch bei einem Schaufensterbummel eingekauft. Nun macht man das per Mausclick. Shopping Malls sind passé. Seit einigen Tagen geistern durch die Medienlandschaft vermehrt einige differenziertere Stellungnahmen zum Mozart-Areal seitens der Würzburger Parteien. Das ist wohl dem derzeit auf Touren gekommenen Wahlkampf geschuldet. Die Stadt bewiese Mut, sollte sie bereit sein, fachliche Einwände gelten zu lassen und Fehlentwicklungen zu korrigieren. Kein Stadtrat sollte sich bei seiner Entscheidung Druck ausgesetzt fühlen, wolle er es sich anders überlegen. Denn die Stadt ist, wie sie in ihrem am 24. Juni 2013 herausgegebenen „Veräußerungsverfahren Mozartareal und Kardinal-Faulhaber-Platz“ erläutert, selbst bei einem schon weiter fortgeschrittenen Verfahren nicht regreßpflichtig. Auch werden in diesem Papier bewußt die denkmalpflegerischen Belange angesprochen, die einem Verkauf entgegenstehen könnten - wollte man denn auf die Einwände der oberen Denkmalbehörde, von UNESCO und ICOMOS, überhaupt Rücksicht nehmen. Meinungen dürfen sich ändern. Bedenkt man den Meinungsumschwung von 2011 zu heute, kann man ihn flatterhaft nennen. Interessanterweise hat die Stadt noch vor nahezu drei Jahren im Moz ein Museum der Bayerischen Geschichte einrichten wollen. Damals schien der Stadt Würzburg das ehemalige Mozartgymnasium noch ein hervorragender Ort für die Kultur, und die Sanierung war überhaupt kein Problem...

Stadtheimatpfleger Dr. Hans Steidle:

Über die Nutzung hat sich Würzburgs Stadtheimatpfleger Hans Steidle seine Gedanken

gemacht. In einem ausgefeilten Papier zerpfückt er die städtischen Visionen zum Einkaufszentrum mit dem hübschen Namen „Residenzgalerie“. Er fordert dezidiert den Erhalt des Moz-Gebäudekomplexes und seine Sanierung aus historischen und Denkmalschutzgründen. Das Moz soll zum „Residenzforum“, zu einem kulturellen Zentrum, werden, das einmal mit Blick auf die Residenz ein „Weltkulturerbezentrum“ beherbergt. Das ist ein Info-Zentrum, das Besuchern alle Aspekte des Schlosses in „interaktiven Elementen“, in Bild und Ton darbietet und die „Bedeutung des UNESCO-Weltkulturerbes vermittelt“. Und auch die Bedeutung Balthasar Neumanns für die Stadt, denn für den großartigen Architekten gibt es in Würzburg noch keine angemessene Erinnerungsstätte. Vergleichbare Städte wie Bamberg und Regensburg haben bereits so ein Zentrum.

Zum zweiten schwebt Steidle ein großzügiges Stadtportal für Gäste vor, das „das zu enge und dunkle Touristenbüro im Falkenhaus ablösen könnte“. Er denkt an eine stadtgeschichtliche Ausstellung zur Zerstörung und Wiederaufbau der Stadt als Ausgangspunkt für Gästeführungen. Das Moz-Areal würde sich eignen „als historischer Standort einer staufischen Stadtbürg, eines stattlichen Domherrenhofes, des Mainfränkischen Museums und ersten Würzburger Universität als Ort der städtischen Erinnerungskultur“. Auch die Sanierung wird vom Stadtheimatpfleger bedacht. Für die Nutzung als Weltkulturerbezentrum wären finanzielle Unterstützungen, z. B. von ICOMOS, möglich, meint er. Würden dann noch die Würzburger in einer Bürgerwerkstatt miteinbezogen, wäre das für die Kunst- und Kulturstadt gemeinschafts- und identitätsbildend.

Wir baten alle sieben OB-Kandidaten im Kommunalwahljahr 2014 um eine Stellungnahme zur Frage: Zukunft des Mozart-Areals - Wie würden Sie im Falle eines Wahlsieges entscheiden? Hier ihre Antworten:

Muchtar Al Ghusain (SPD/Grüne):

„Politik ohne Kompäß kostet Zeit und Geld: Seit Beginn der Diskussionen plädiere ich für einen Teilerhalt der Schule. Der zur Hofstraße gelegene Teilsollte bestehen bleiben, die neueren Gebäudeteile Richtung Theaterstraße könnten zugunsten einer neuen Lösung weichen. Eine konfrontative Auseinandersetzung um das Areal nach dem Motto „Kultur oder Kommerz“, so wie es die Mehrheit des Stadtrates die letzten Jahre wollte, führt die Stadt

in eine Polarisierung und damit aktuell in einen weiteren Bürgerentscheid mit offenem Ausgang und hinterher möglicherweise ratloser Betroffenheit. Mein Ziel als Oberbürgermeister wäre es, einen Ausgleich der Interessen herbeizuführen, der auf dem Areal des (ohnehin separat zu betrachtenden) Kardinal-Faulhaber-Platzes eine primäre Nutzung für Einzelhandel und im an der Hofstraße gelegenen Teil eine öffentliche Nutzung ermöglichen würde. Dort wäre sinnvollerweise ein Begegnungsort für Gäste und NeubürgerInnen (auch für Flüchtlinge) zu schaffen, mit der Möglichkeit zu Information und Beratung, dazu würde auch eine Tourist-Information gehören, die derzeit nur sehr unzureichend und beengt im Falkenhaus untergebracht ist. Außerdem könnte man die Turnhalle als Ausstellungsraum nutzen, für wechselnde Ausstellungen, aber auch als Forum für die Stadtgeschichte, in dem insbesondere die jüngste Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts ihren Platz finden könnte. Die Aula wäre, sofern das Kino Central tatsächlich in das Bürgerbräu-Gelände umzieht, ein idealer Ort für Vorträge, Diskussionen, Festakte u.ä. Im mittleren Bereich wären ein Hotel sowie zusätzlich Wohnungen eine sinnvolle Ergänzung. Der frühere Eingangsbereich der Schule könnte so ebenfalls erhalten werden und würde erneut als Eingang dienen. Die letzten Jahre wollte die Politik geradezu zwanghaft eine schnelle Lösung, die sich jetzt aber möglicherweise einmal mehr als nicht durchführbar darstellt und am Ende alles wiederum verzögern wird. Somit erweist sich eine Politik ohne Kompäß am Ende als teuer und langwierig, und so wird aus gut gemeint einmal mehr das Gegenteil von gut.“

Wolfgang Baumann (ZfW - Zukunft für Würzburg):

„Gerne nehme ich Stellung zur den von Ihnen aufgeworfenen Frage nach der Zukunft des Mozartareals: Die Gestaltung des Gebiets zwischen Residenzplatz, Hofstraße, Mozartareal und Kardinal-Faulhaber-Platz/Stadtheater ist ein wichtiger Bereich der Stadtentwicklung.

1. Jede verkürzte Diskussion im Sinne „Hurra wir haben einen Investor!“ mit Plänen allein aus Investorenhand ist abzulehnen: Eine solche Haltung überantwortet die planerischen Handlungsmöglichkeiten unter Aufgabe der Gestaltungsfreiheit der Stadt an kommerzielle Interessen. Wenn die Verantwortlichen der Stadt das Mozartareal und den Kardinal-Faulhaber-Platz wie eine normale Baufläche zur Vermarktung behandeln, verkennen sie die Bedeutung des Areals in seiner historischen Dimension.

2. Ein Totalabriß der Mozartschule, wie ihn der alte Stadtrat beschlossen hat, scheidet für mich und die ZfW aus. Hinsichtlich der Bebauung der Gesamtfläche Mozartareal/Kardinal-Faulhaber-Platz ist ein neues Konzept mit einem kulturellen Zentrum als Verbindung zwischen Dom und Residenz zu entwickeln. Darin sind die Möglichkeiten der Bezuschussung eines „Residenzforums“ unter Einschluß der Hofstraße und des Kardinal-Faulhaber-Platzes bis zum Theatervorplatz zu untersuchen.

3. Jede Planung, die das Weltkulturerbe „Fürstbischöfliche Residenz Würzburg“ in Frage stellt und den Denkmalschutz mißachtet, ist ungeeignet und scheidet von vornherein aus.

4. Im MOZ ist für interkulturelle Veranstaltungen ein Begegnungszentrum „Eine Welt der Völker“ einzurichten. Dafür würde ich mich stark machen.“

Raimund Binder (ÖDP):

„Die ÖDP in Würzburg hat in ihrem Programm zum Mozartareal klare und verlässliche Aussagen getroffen. Wir meinen, die Stadt als Kultur-, Tagungs- und Touristenzentrum muß gestärkt werden. Die Hofstraße soll Fußgängerzone werden. Um den Moenus-Brunnen soll ein Platz mit Aufenthaltsqualität entstehen und am Mozartareal ein Kulturzentrum mit einem Würzburg- oder Welterbe-Museum. Weitere Nutzungen können im gastronomischen Bereich ebenso liegen wie in einem Ort der Begegnung und Willkommenskultur. Würzburger und Gäste haben auf der Achse Hofstraße Besseres verdient als den jetzigen Zustand. Wir brauchen kein neues Einkaufszentrum in der Innenstadt, insbesondere nicht auf dem Mozart-Gelände. Als Kontrast zum Online-Handel wünscht der Gast Einkaufserlebnis und Qualität, was kleinteiliger Einzelhandel bietet. Eine Ausweitung der Verkaufsflächen bringt nur eine Verlagerung der Kundenströme, keine Steigerung. Es erschreckt uns, wie seit Jahren mit dieser Frage im Stadtrat umgegangen wird: von anfänglichem Abriß zur Bewerbung um ein Landesmuseum wieder hin zum Einkaufszentrum. Dabei vergißt die Stadt als Denkmalschutzbehörde ihre Aufgaben gänzlich. Zudem wird in einem von der Stadt selbst beauftragten Gutachten zum Standort eines Einkaufszentrums nicht das Mozart-, sondern das WVV-Gelände bevorzugt. Stadtratsparteien, die vor kurzem noch für den Abriß gestimmt haben, plädieren nun in ihren Wahlaussagen für einen Teilerhalt. Was soll der Bürger davon halten? Die ÖDP unterstützt das

Bürgerbegehren für den Erhalt und die entsprechende Nutzung der Mozartschule; wir beteiligen uns aktiv an der Unterschriftensammlung und fordern alle WürzburgerInnen auf, sich bei einer Führungselbst ein Bild von der Architektur des Gebäudes und den darin zum Ausdruck gebrachten Werten ein Bild zu machen. Mit der Wahlentscheidung am 16. März stimmen die Würzburger auch über die Mozartschule ab.“

Dominik Metzger (Piraten):

Der Fall Mozart-Areal ist schon jetzt so umstritten das ich als Oberbürgermeister eine Bürgerversammlung einberufen würde um den Konflikt zu entschärfen. Die zentrale Lage hat zur Folge, daß jede Veränderung das Stadtbild über Jahrzehnte hinaus prägen wird. Diese Entscheidung sollte daher ein Oberbürgermeister nicht alleine treffen.

Charlotte Schloßareck (Bürgerforum):

„Ich bin ja Würzburgerin und kenne die Mozartschule von klein auf. Sie liegt mir auch wirklich am Herzen. Allerdings kämpfen wir seit Jahren um eine Lösung. Finanziell gestaltbar war bisher nichts. Und sicherlich hätte ich auch gerne einen Investor, der den vorderen Teil als Denkmal erhält. Fakt ist: Der Stadtrat hat fast einstimmig dem Abriß und Neuaufbau mit Investor zugestimmt. Fakt ist: Derzeit verhandelt die Stadt mit einem Investor. Fakt ist: Die Stadt kann - aus der derzeitigen Sicht - mit eigenen Kräften das Mozart-Areal finanziell nicht stemmen. Weder einen Neubau, noch eine Sanierung.

Wenn also mit dem Investor keine Einigung erzielt wird, dann wird das Mozart-Areal weiterhin so bleiben, wie es ist. Ob das für das Gebäude gut ist, sei dahingestellt. Fakt ist: Der Einzelhandel hat zu kämpfen. Das liegt zum einen an der Käuferstruktur - die sich verändert hat - und daran, daß die Geschäftsmodelle nicht mehr so greifen, wie bisher. Aber Zukunftsstudien des Handels und der Stadtentwicklung sehen dort Chancen, wo Stadt und Handel gemeinsam, aktiv und kreativ dem Kunden begegnen. Deshalb befürworte ich ein Konzept im Mozart-Areal, das den Premiumbereich des Handels und der Gastronomie abbildet. Das paßt auch zu der exquisiten Lage im Dreieck von Residenz, Dom und - hoffentlich bald saniertem - Theater. Das wertet nochmal insgesamt das Viertel auf und ergänzt die Bestrebungen der vielen engagierten inhabergeführten Geschäfte, daß Würzburg einzigartig ist. Es geht mir nicht um einen beliebigen Konsumtempel! Es geht um Qualität und darum, daß die Würzburger und deren Gäste gerne in der

Stadt und in den Geschäften verweilen. Dann bleibt der Klick auch in der Stadt und die Steuergelder sowieso, anstatt ins Ausland zu wandern.

Eine gute Zukunft für das Mozart-Areal liegt aus unserer Sicht in einer sensiblen Neugestaltung mit hochwertigen Einzelhandels- und Kulturflächen. Wenn dabei architektonisch wertvolle Substanz erhalten werden kann, werden wir das gerne unterstützen.“

Christian Schuchardt (CSU/FDP/WL-FW):

„Alles oder nichts muß doch nicht die Lösung sein! Die alte Mozartschule hat einen besonderen Charme. Ich finde, es ist ein schönes Beispiel für die Architektur der Wiederaufbaujahre. Mir gefällt vor allem die Eingangssituation zur Hofstraße mit ihrem ehrenhofhaften Charakter. Ich habe viele Gespräche mit unserem Stadtheimpfleger Dr. Steidle und auch mit Fr. Dr. Schmuck zum Thema geführt. Noch vor der Kommunalwahl möchte ich mit beiden eine Diskussionsveranstaltung zum Stadtbild und auch zur fünfziger Jahre Architektur durchführen. Neben dem Ehrenhof wird auf die Schönheit des Mosaiks im mittleren Treppenhaus hingewiesen sowie auf die Werthaltigkeit des alten Haupteingangs, den man, zugewuchert wie die Seite zur Maxstraße sich heute präsentiert, nur erahnen kann. Der Zustand des Gebäudes ist sehr schlecht. Die Tiefgarage kann nicht genutzt werden, weil Holzpfiler zur Abstützung der Turnhalle benötigt werden. Die einfach verglasten Fenster sind energetisch nicht haltbar. Die alte Heizungsanlage läßt sich nur mit Mühe betreiben. Die Wasserleitungen sind ein hygienisches Risiko. Die Stromleitungen sind zweipolig. Die Fluchtwegesituation ist grenzwertig. Außenfassade und schiefe Markisen runden das Bild ab. Technisch geht es sicher, das Gebäude wieder herzustellen und zu einem Schmuckstück der Innenstadt wie das Regierungsgebäude am Peterplatz zu machen.

Um sich ein Bild vom finanziellen Aufwand einer Sanierung zu machen, ohne daß es konkrete Zahlen gibt, lohnt sich ein Blick auf das Dag Hammarskjöld Gymnasium am Frauenlandplatz. Diese Schule hat fast genau die gleichen Quadratmeterzahlen, ist ein Jahrzehnt jünger und kompakter gebaut. Der Investitionsbedarf, den die Evangelische Schule mit Unterstützung der Stadt leistet, liegt bei Richtung 20 Mio. Euro. Anzumerken ist, da, mit Fördermitteln, der städtische Haushalt insgesamt lediglich ein investives Volumen von im Mehrjahresdurchschnitt 25 bis 30 Mio. EUR hergibt, für alle Straßen, Schulen

und Kindergärten. Ein städtisches Museum wie von Teilen gewünscht, zieht Betriebskosten von mindestens 1 Mio. pro Jahr nach sich, selbst mit Volunteern in der Aufsicht wie im Kulturspeicher. Vor diesem Hintergrund ist der Verkaufs- und Entwicklungsbeschuß des Stadtrates, der fast einstimmig durch alle Fraktionen getroffen wurde, zu sehen. Auch die SPD und die Grünen haben dafür gestimmt. Dabei ist eine Bandbreite von zwischen ca. 7 000 und 12 000 qm Verkaufsfläche zugelassen. Mein Favorit wäre daher ein Hotel, das das alte Entrée zur Hofstraße weiternützt und im weiteren Bereich Wohnen im Obergeschoß beinhaltet. Die Verkaufsflächen wären dann auf dem Faulhaberplatz und in Teilen der angrenzenden Schulflächen. Ich halte das für die beste Lösung für die Stadt. Ein Bürgerentscheid, der voreilig den Verkauf untersagt, ohne daß überhaupt die Investorenverhandlungen abgeschlossen wären und ein vielleicht abzulehnender Entwurf vorliegt, halte ich für wenig zielführend. Die Stadt würde sich mit dem Objekt angesichts anderer Investitionsnotwendigkeiten sehr schwer tun. Allenfalls eine Internationale Schule oder eine andere private Schule kann ich mir persönlich noch auf dem Areal vorstellen. Entsprechende Sondierungsgespräche beabsichtige ich aufzunehmen, wenn der Bürgerentscheid, an dessen Zustandekommen ich nicht zweifle, kommt.“

Philipp Niggel (WUE21): Hat nicht geantwortet. ¶



Foto: Achim Schollenberger (2)

Wolfgang Lenz (1925- 2014)

Ein Nachruf von Renate Frey Eisen

Er war ein bedeutender Vertreter des „Phantastischen Realismus“ hierzulande, ein Meister der illusionistischen Malerei, und hat weit über seine Heimatstadt Würzburg hinaus im Laufe seines langen Lebens Geltung und Anerkennung erlangt: Wolfgang Lenz. Die Vergänglichkeit des Schönen, das Trügerische und doch Faszinierende des Seins war ihm immer bewußt, war sehr häufig Thema seiner Ölbilder, Hinterglasmalerei und Wandgemälde. Nun ist Lenz nach langem Leiden Anfang des Jahres im Alter von 88 Jahren in seiner Heimatstadt verstorben. Dieser trotz aller Erfolge bescheidene Künstler, der stets seiner Überzeugung treu blieb, hatte sich immer der handwerklichen Perfektion verschrieben, aber dahinter, hinter der Illusion des scheinbar gegenständlich Erfassbaren lauerte gleich die Infragestellung der schönen Oberfläche. Ihn reizte das Morbide, das geheime Leben des Künstlichen, die Augentäuschung. So kombinierte er scheinbar nicht Zusammengehöriges, erweckte Puppen oder Statuen in nächtlichen Szenerien zu geheimnisvollem Leben, eröffnete Blicke in Ruinenlandschaften. All dies verwies auf Künstlichkeit, auf Unwirkliches, auf Bedrohung des Realen, auf eine trügerische, leere Welt. Die Sphäre des Theaters ist da nicht weit. Kein Wunder, daß Lenz auch gerne Bühnenbilder malte. Zu Mozarts „Don Giovanni“, zur „Gärtnerin aus Liebe“, zu Telemanns „Pimpinone“. Er schuf den Schmuckvorhang im Theater in Wiesbaden, ihm wurde die Ausgestaltung des „Café Principal“ im Münchner Prinzregententheater anvertraut. Wobei immer wieder Gestalten der Commedia dell'arte, vor allem Harlekin, oder Spielszenen in einer unrealen Kulissenwelt in seinen Bildern auftauchen.

Wichtig war auch, daß Lenz das praktische Metier der Wandmalerei nach dem Akademiestudium



in München gelernt hatte. Dies befähigte ihn zur Ausführung großer Projekte wie zur illusionistischen Ausmalung der Laube im Würzburger Ratskeller 1971-73, zur Erneuerung des durch Wasser zerstörten

Deckenfreskos der Aschaffener Sandkirche 1986 und vor allem zum ehrenvollen Auftrag, den Würzburger Ratssaal 1984-87 mit einer gemalten Stadtgeschichte auszugestalten. In vorwiegend blau-grauen Tönen ist hier ein bildliches Lesebuch

der Würzburger Historie entstanden. Auch die fränkische Weinstube in der Bayerischen Vertretung in Berlin, der Gartenpavillon des Würzburger Juliusspitals oder sein Privathaus wurden mit

phantastischen Gestalten und Ornamenten von Lenz ausgeschmückt. Da Lenz aber auch die schwierigen Techniken der Hinterglasmalerei bestens beherrschte, konnte er das scheinbar unwiederbringlich zerstörte Spiegelkabinett in der Würzburger Residenz 1978-86 durch seine künstlerischen Nachschöpfungen wieder zu neuem Glanz erwecken. Auch hier beflügelte ihn beim Arbeiten nach Vorlagen seine Phantasie bei den vielen Köpfen, Figuren, Ranken, Blumen oder Chinoiserien, und versetzt nun die Besucher in Staunen. Ohne seine Kunst wären auch die verspielten Wanddekorationen des grünlackierten Zimmers in der Residenz nicht wiedererstand. Vielleicht kamen gerade solche Aufträge seiner künstlerischen Motivation entgegen. Auf vielen seiner Bilder wird die Vergänglichkeit von Natur und Menschenwerk beschworen, sichtbar an Ruinen, an verwilderten Gärten, an Puppen, an mechanischen Figuren, an Ratten in Fetzen gewandern und ausgebrochenen Zähnen, an Skeletten, Todesengeln, an zerborstenen Statuen, an Seen mit Gondeln, an Winterlandschaften, an reifen oder überreifen Früchten, Blumen, Schneckengehäusen, alles von einem Hauch des Morbiden, des Unwirklichen überzogen. Alles dies ist verwoben zu einem irgendwie traumhaften, der realen Welt entfremdeten Ganzen. Auch die Stilleben und Kastenbilder, täuschend „echt“, sind künstlich und „Memento mori“-Bilder, deutlich markiert mit Schädeln, Federn, Efeu. Daß Lenz vom Untergang seiner Heimatstadt tief betroffen war, zeigen seine verstörenden Gemälde zum 16. März, irgendwie schaurig schön. Berühmt sein „Totentanz“, die Figuren auf der Alten Mainbrücke, scheinbar prächtig, aber inwendig Skelette. Übrig von der menschlichen Schöpferkraft bleiben verfallene Paläste, verwunschene Parks, in denen sich menschlicher Geist und Wille manifestieren. Dagegen halten die wunderbar zarten, wie schwebenden Aquarelle und Zeichnungen, die oft auf Reisen entstanden sind in Italien, Japan oder China, die flüchtigen Momente der Erinnerung an Gesehenes, auch von irgendwie verzauberten Winkeln seiner Heimatstadt fest. Würzburg hat einen großen Künstler verloren; aber in seinen Werken bleibt er präsent. ¶

Wolfgang Lenz, Erinnerung an die Villa Massimo 1993.
Abbildung aus dem Katalog: Wolfgang Lenz, Würzburg 1995.

Reformator mit Zukunftsblick

Rein malerisch - Wilhelm Leibl und sein Kreis im Kulturspeicher Würzburg

Von Eva-Suzanne Bayer

Fotos: Achim Schollenberger/Kulturspeicher



Wilhelm Trübner „Ave Caesar, morituri te salutant“, um 1877/78

Die junge Frau taugt nicht für die Öffentlichkeit. Wie sie da, überdimensional aufgeblasen wie eine Filmdiva, von zahllosen Plakatwänden,- ständern und einigen Litfaßsäulen überall in Würzburg genau auf den Betrachter blickt, scheint sie wie ein Fremdkörper im Rennen und Strömen der heutigen Zeit. Ein Stolperstein für die Augen im huschenden Vorbeigleiten. Ein Augenblick des Intimen in überbordender Reizüberflutung. Ein wenig skeptisch ist die junge Schöne, distanziert und reserviert. Der kirschrote, volle Mund wirkt vielleicht ein wenig kokett. Aber da ist auch eine gewisse Melancholie. Lebensfülle, die Lebensleere unbewußt ahnt. Die Kleidung, vor allem der dunkle Hut mit der kleinen, weißen Felder signalisiert: Es ist kein Gesicht von heute. Dabei ist sie, vor dunklem Hintergrund, sehr chic angezogen. Ein schwarzes, den Hals umschließendes Etwas (sicherlich kein heute modischer Pullover) und eine hellbraune Jacke, durchwirkt mit vielen Schwarztönen, mit breitem, weichfallenden Kragen. Sie neigt den Kopf leicht nach links, als lausche sie - auf eine Stille, die es hier im öffentlichen Raum nicht gibt. Eine kleine Brosche funkelt am den Hals verbergenden, schwarzen Textil. Doch nichts leuchtet so wie ihr Gesicht, ihre Augen. Sie ist ein Juwel. Aber das weiß sie nicht. Auf keinen Fall spielt sie damit. Sie ist einfach da. Eigentlich müßten, irritiert von diesem Gesicht, diesem Blick, immer wieder Menschen stehen bleiben. Da dringt etwas Fremdes, völlig Ungewohntes in unseren Alltag. Aber es bleibt niemand stehen. Haben wir es verlernt, vor Diskretum verwundert innezuhalten? Das Plakatbild zeigt „Frau Apotheker Rieder“ von Wilhelm Leibl (1844-1900) und ist das Sahnestück der Ausstellung „Wilhelm Leibl und sein Kreis“, die das Museum im Kulturspeicher Würzburg mit großer Sorgfalt und einem beträchtlichen Anteil aus eigenen Beständen zusammengestellt hat. Sieben Jahre vor seinem Tod (1893) malte er es, als er sich längst fast völlig von allem Kunstbetrieb, von der Großstadt, von der sich damals so beschleunigenden modernen Welt ins bayrische Hinter- Hinterland zurückgezogen hatte, um zäh, beharrlich, abge-

schottet, an dem zu arbeiten, was für ihn die wahre Kunst bedeutete. Spott, Hohn, Gleichgültigkeit von Rezensenten und Publikum ließen ihn schon lange kalt.

Aber daß Max Liebermann ihn 1929 posthum und anlässlich einer großen Leibl-Ausstellung „das größte Maleringenium seit der Renaissance“ nannte, hätte ihn sicherlich gefreut, denn von kundigem Kollegenurteil hielt er viel. Daß Würzburg sich - ohne zeitfixierten Anlaß- sich des wohl wichtigsten deutschen Realisten annimmt, ist im wahrsten Sinn naheliegend. Leibl ist, zusammen mit seinem fast lebenslangen Weggefährten und Mitglied des frühen Leibl-Kreises Johann Sperl, auf dem hiesigen Hauptfriedhof unter einem massigen, vielumstrittenen Gedenkstein begraben. Während seiner letzten Krankheit holten ihn erst in Zell, dann in Würzburg wohnende Verwandte in die Klinik des Arzts und Geheimrats Wilhelm von Leube, der seine Privatpatienten im Hotel „Kronprinz von Bayern“ mit Blick auf die Residenz unterbrachte. Hier starb er am 4. Dezember 1900. Obwohl auch seine verwitwete Mutter in Zell gewohnt hatte, besuchte Leibl Würzburg fast nie. Er wurzelte dort, wo das Leben noch einfach, ursprünglich, natürlich, unverfälscht war, in den winzigen oberbayerischen Dörfern. „Hier in der Natur und unter freien Naturmenschen kann man natürlich malen“ schrieb er, der keine Manifeste und noch weniger Theorien aufstellte, in einem Brief. Auch wenn es zu ganz anderen Resultaten führte, mag man hier an den Altersgenossen Leibls Paul Gauguin (1848-1903) und seine Fluchten von Paris zuerst in die Bretagne, dann gar in die Südsee denken. Wie fundamental sich die beiden bei aller Gleichzeitigkeit unterscheiden; durch ihre Herkunft aus zwar benachbarten, aber doch anderen Kulturentwicklungen unterscheiden müssen, wäre bedenkenswert.

Zum Motto der Ausstellung (Kuratorin ist Henrike Holsing, die auch vortreffliche Aufsätze im klugen und schönen Katalog schrieb) wählte man im Kulturspeicher den für den Leib-Kreis bezeichnenden Schlüsselbegriff „reinemalerisch“.

Er stammt nicht vom theoriekargen Leibl, sondern von den wortgewandteren Leibl-Freunden Wilhelm Trübner und Carl Schuch. Doch Leibl umschrieb das sperrige Abstractum überaus griffig in einem seiner Briefe. Bei seiner Malerei komme es ihm nicht so sehr auf das „Was“, sondern auf das „Wie“ an, formulierte er da und meinte damit nicht nur, das Sujet sei für einen Maler gänzlich untüchtig, sondern ein für sich selbst Aufmerksamkeit erregendes Sujet sei für die Malerei sogar schädlich.

Worauf es in der Kunst wirklich ankomme, sei das behutsame – und geduldige – Sehen, das differenzierte handwerkliche Können und die Fähigkeit des Künstlers, seine Wahrnehmung in den Malprozess umzusetzen. Altmodisch? Keinesfalls! Zu Leibls Zeit und in Deutschland war das eine Revolution, ein Paradigmenwechsel, der die Kunst in die Moderne hinein katapultierte, auch wenn sie, wie das flüchtige Auge auch heute noch gerne meint, bei Leibl und seinen Freunden in „altväterlichem“ Gehrock einher kam. Treffend nennt der Katalog das Vorgehen der Künstler „Secession vor der Secession“. Angesichts der vielen Bauern und Bäuerinnen (die, verhängnisvoll für Leibl, auch die Nazis und die DDR schätzten und Leibl damit als Inhaltsideologen verkannten), der Wildschützen und in Schulbüchern reproduzierten „Drei Frauen in der Kirche“ (1878-81) mag es schwerfallen zu glauben: Leibl war ein Rebell. Besser: ein Reformator. Einer, der die damaligen Kunsttempel ausfegte, alles ausräumen wollte, was

nicht zur „reinen“ Kunst gehörte.

Die Geschichten, die Anekdoten, das pathetische Erzählen in den Gemälden, die lautstarke Inszenierung, die effekthaschende Handlung (kurz: die Literatur). Aber auch das Bedeutungstiefe, Abgründige, die Metaphysik, Das Psychologisieren, den Symbolismus. Als er, frühbegabt und vom Vater, einem Kölner Domorganisten, in seinem Berufswunsch zumindest nicht gehindert, Ende 1863 nach München an die Akademie kam, herrschten dort die raumgreifenden Historienbilder eines Piloty und Kaulbach, neckisches Genre und verspätet romantische Idylle. Zwar galt München damals als DIE deutsche Kunststadt, aber, mit der Kunst war es nicht so weit her. Fanden wenigstens Leibl und seine frühen Akademiefreunde Theodor Alt, Rudolf Hirth du Frenes, Karl Haider und Johann Sperl: der frühe Leibl-Kreis. Sie porträtierten sich gegenseitig und besonders Leibl kopierte immer wieder die alten Meister in der Alten Pinakothek, vor allem Rubens, Rembrandt, van Dyck und Frans Hals. Sie waren seine Vorbilder, der Inbegriff wahrer Malkultur. Bei der „I. Internationalen Ausstellung“ im Glaspalast München 1869 war Leibl unter 2000 Bildern mit vier Gemälden dabei- und fiel auf. Vor allem den reichlich vertretenen Franzosen, die u.a. der eigens angereiste Gustave Courbet repräsentierte, der Wortführer des französischen Realismus. Wie eng die Beziehung zwischen Leibl und Courbet war, ist schwer zu rekonstruieren. Doch der Franzose, der nur das malte „was man sehen und anfassen konnte“, muss, wenn er auch immer dramatischer ist als der stille Kompositionen bevorzugende Leibl, dem deutschen Kollegen aus der Seele gesprochen haben.

Leibl wurde nach Paris eingeladen. Dort hatte er Erfolg, wurde herumgereicht- aber der deutsch-französische Krieg 1870/71 trieb ihn wieder zurück. Zuerst wieder ins ungeliebte München, dann weiter auf die Dörfer, in die Einsamkeit, keineswegs ganz in die Erfolglosigkeit (seine Bilder wurden mehrfach ausgezeichnet, er selbst zum Professor e.h. ernannt), aber doch in die relative Unverkäuflichkeit seiner Arbeiten. Von 1871-73 kamen zum lockeren, alten Freundeskreis Wilhelm Trübner und der wunderbare Carl Schuch, an der der Peripherie auch Hans Thoma dazu. Leibl selbst nennt noch Albert Lang, Fritz Schider, Ernst Sattler und die aus Frankfurt stammenden Victor Müller, Otto Scholderer und Louis Eysen. Fast alle sind in der Ausstellung mit nicht immer ausgezeichneten, aber charakteristischen Werken vertreten. Im Leibl-Kreis darf man sich Wilhelm Leibl nicht als Wortführer, Programmgeber, Lehrer oder gar Guru vorstellen.



Rechte Hand des „Mädchens mit der Nelke“, um 1880

Vielleicht als Spiritus rector, besser als Primus inter pares. Man verstand sich als Gesinnungsgemeinschaft. Wie Leibl opponierten alle seine Freunde gegen die Geschwätzigkeit der damaligen Bilder, konzentrierten sich auf Stilleben, Porträts, Landschaften und unspektakuläre Szenen aus dem ländlichen Alltag. Manchmal stellten sie in kleiner Gruppierung (Schuch und Trübner) ihre Staffeleien vor einem Motiv auf, das keinen ihrer Kollegen damals vom Ofen weggelockt hätte und wandten ihm eine Sorgfalt zu, als wäre es der heilige Gral (herrliche Beispiele in der Ausstellung). Nur eines war Bedingung in der zwanglosen Runde: man musste „naß in naß“ malen. Lasieren (Schicht auf Schicht übereinander malen) war verboten. Wer es tat, flog raus, wie Hans Thoma. Die Alla- prima-Methode verlangt außerordentliches Geschick. Auf der Palette gemischte Ölfarbe wird mit kräftigem Pinsel – bei Leibl ohne Vorzeichnung – auf der Leinwand aufgetragen, so dass die Pinselstruktur

sichtbar bleibt. Der nächste Strich wird in die nassen Ränder des vorigen gesetzt. Lebendigkeit entsteht durch den Malduktus, durch den Malprozeß, durch das „Wie“, nicht das „Was“. Einen solchen Schaffensvorgang nennt man heute und durch die Schulen des Impressionismus sowie der gestischen Malerei gegangen, gern „spontan“. Nur „spontan“ war Leibl sicherlich nicht. Das liegt nicht nur an der altmeisterlichen und feinmalerischen Holbein-Manier, der er sich besonders bei den „Drei Frauen in der Kirche“ (sie sind selbstverständlich in Hamburg geblieben, wie überhaupt die mehrfigurigen Gemälde Leibls fehlen) befleißigte. Leibl war ein extrem langsamer Maler. Manchmal brauchte er Jahre für ein Bild. War er nicht zufrieden, rieb er mit Bimsstein das gesamte Bild ab oder kratzte die Farben mit dem Messer weg. Übermalen war ja tabu. Hatte er sich in den Proportionen, den Verhältnissen vom Detail zum Ganzen geirrt, was ohne Vorzeichnung auf der Leinwand gern passiert,



zerschnitt er das Bild, rahmte die Bruchstücke und erklärte die Fragmente zu pars pro toto („Das Mädchen mit der Nelke“ 1880/81 – in Würzburg sind drei der vier Teile vereinigt – oder „Die Wildschützen“ 1882-86). Aus der Not eine Tugend machend, aber auch gleichzeitig mit dem Plastiker Auguste Rodin, erkannte er, daß ein Fragment ausdrucksvoller sein kann als das Ganze. Bei der hochspannenden, sowohl chronologisch wie thematisch aufgebauten Ausstellung bleibt nur ein Wermutstropfen: Wilhelm Leibl's Spitzenwerke, die Arbeiten, die man im Kopf hat, wenn sein Name fällt, wurden nicht ausgeliehen oder konnten, vermutlich aus finanziellen Gründen, nicht ausgeliehen werden. Nicht sein frühes Meisterwerk „Bildnis der Frau Gedon“ (1869-Neue Pinakothek München), nicht „Die junge Pariserin“ (1869) aus Köln, nicht die aktionsarmen Bauernbilder in den kargen Interieurs, die ja sein Markenzeichen

sind. Dafür gibt es zahlreiche Radierungen aus dem Würzburger Bestand, den Heiner Dikreiter anlegte und pikanterweise zum Teil aus der Galerie Gurlitt, Berlin, erwarb (der Kulturspeicher forscht diesbezüglich) und vor allem die Bilder von den Freunden des Leibl-Kreises, vielleicht dem ersten Künstlerkreis der verhalten dämmernden deutschen Moderne. Der treue Johann Sperl, auf den Leibl große – zu große – Stücke hielt, erfreut in kleinformatigen Interieurs, tonigen Landschaften, frischen Blüten und mit einer Gemeinschaftsarbeit mit Leibl (der malte die Figur, Sperl die Landschaft). Wilhelm Trübner schnuppert in einem Porträt seiner Frau von 1902 ein bißchen in den Expressionismus vor. Carl Schuchs Stilleben aber gehören zum Delikatesten, was die deutsche Malerei damals leisten konnte. ¶

(Bis 23. März)

Rein prahlerisch

Zweimal Leibl, einmal Grimm



Nein, mit seinen Erfolgen hielt er nicht hinterm Berg. „Schließlich seien seine Bilder doch unter allen die Besten.“ Selten vergaß Wilhelm Leibl dies zu erwähnen. Mitunter kräftig prahlte der Maler gegenüber seinen Eltern, Geschwistern und Kollegen. Felsenfest war er doch über die Maßen stolz und überzeugt, daß seine Werke zu

recht bewundert wurden. Im Rahmen der Leibl-Ausstellung, schlüpfte der Schauspieler Markus Grimm in die Rolle des Künstlers. Er las, auch humorig in verschiedenen Dialekten, aus dessen Briefen und zeichnete so ein stimmungsvolles Bild über Kunst und Künstlerdasein des späten 19. Jahrhunderts. [as]

nochmals am 9.2., 18.30 Uhr im Museum im Kulturspeicher

Lichtblick

nach Alfred Hitchcock



Foto: Achim Schollenberger

Kontrovers: Der Fall Gurlitt

Von Ulrich Karl Pfannschmidt

Mit reißerischen Begriffen „Nazischatz, 1500 Bilder, Milliarden wert?“ hat die Zeitschrift Focus ein Heft betitelt und damit ein Süppchen aus Neid, Gier, Abscheu, Heuchelei, und Entsetzen angerührt, dessen Dunst seitdem über die Bundesrepublik wabert. Ein paar Spritzer haben auch Würzburg erreicht, das sich gerade in Erinnerungskultur übt. Die öffentlich geschürte Entrüstung hat sich längst vom Anlaß gelöst. Wo eine undurchsichtige Lage zu klären wäre, fällt der Hammer der moralischen Empörung. Höchste Zeit, ein paar Aspekte in den Blick zu nehmen.

Zunächst einmal geht es um den Menschen Cornelius Gurlitt, wie man ihn behandelt, und was man ihm antut. Was ist geschehen? Vor zwei Jahren reist Cornelius Gurlitt aus der Schweiz in die Bundesrepublik ein, neuntausend Euro in der Tasche, was nicht verboten ist, ihn aber, weil nicht deklariert, zu einem verdächtigen Subjekt macht. Wer mit Geld aus der Schweiz kommt, kann nur ein Steuerverkürzer sein. Folglich wird er observiert. Schließlich wird eine ihm gehörende Wohnung durchsucht. Man findet einige Bilder und eine Menge graphischer Werke. Sie werden beschlagnahmt und in einem Depot des Zolls gelagert, wo sie viele Monate schlummern. Nach Monaten sickern Hinweise auf das Zollager an die Presse durch. Die Organe der Rechtspflege und die Behörden, die die Beschlagnahme der gesamten Sammlung beantragt, genehmigt und durchgeführt haben, in Not, die Dauer der Untersuchungen zu begründen, suchen Entlastung in der Angabe, es handele sich um Raubkunst, was gewissenhaft zu prüfen sei. Der Trick mit der moralischen Ladung erfüllt seinen Zweck. Niemand fragt, ob die Maßnahmen angemessen waren, ob die Beschlagnahme dem Gebot der Verhältnismäßigkeit entsprach und ob man die Würde und Rechte des Menschen Gurlitt in der gebotenen Weise respektiert hat. Gurlitt ist ein Greis von ca. achtzig Jahren. Nach allem, was man hört, von schwacher Gesundheit, offenbar herzkrank. Er scheint ein sensibler, vielleicht ein wenig sonderbarer Mensch zu sein, der nach dem Tod seiner Schwester zurückgezogen lebt, für sich aufkommt, keine

Leistungen der öffentlichen Hand bezieht, seine Verpflichtungen erfüllt, keinem System zur Last und seinen Mitmenschen nicht auf die Nerven fällt. Der Eindruck entsteht, er sei kein Freund von Kommunikation und menschen-scheu. Er hat offenbar weder Telefon, noch Krankenversicherung. Lebenstüchtigkeit sieht anders aus. Soweit bekannt, hat Gurlitt niemandem ein Leid zugefügt. Man behauptet, er liebe seine Kunstsammlung so intensiv und unbeding, daß nichts mehr Platz daneben fände. Vielleicht lebt er auch von ihr. Inzwischen hat ein weises Gericht beschlossen, Gurlitt einen Betreuer zu stellen. Böswillige nennen das Vormundschaft. *Hony soit, qui mal y pense.* Die Art, wie man mit einem wehrlosen Menschen umgesprungen ist, schreit nach einer Stellungnahme der Politik.

Raubkunst

Als zweites geht es um den Begriff der „Raubkunst“ und den Umgang mit ihr. Der Begriff ist ungenau, weil er für verschiedene Tatbestände verwendet wird. Er gilt für die Kunstwerke, die im Auftrag Hitlers und seiner Spießgesellen im Ausland für ihre privaten Zwecke oder für das geplante Museum in Linz gestohlen worden sind, mit dem Ziel, sie dauerhaft zu behalten. Er gilt auch für solche Werke, die jüdischen Bürgern für die Ausreise abgepreßt worden sind. Nicht zuletzt betrifft er Werke der sogenannten „Entarteten“ Kunst, die verfemt und ausgemerzt werden sollten. Sie wurden je nach Möglichkeit im Ausland entweder zu Geld gemacht oder vernichtet. Die Museen der Schweiz sind voll davon. Der Begriff „Raubkunst“ bedarf also der Präzision vor der Verwendung.

Hier soll es um die zweite und dritte Gruppe gehen. Vorweg: Gurlitts Sammlung „Nazischatz“ zu nennen, wie es der Focus tat, setzt die Infamie der Nazis fort und verhöhnt alle vertretenen, besonders die „entarteten“ Künstler ein weiteres Mal. Sie als Milliardenwert zu deklarieren, entlarvt die „Retter“ als schmierige Heuchler und traurige Ignoranten. Die Sammlung Gurlitt hat, soweit bekannt, vor allem Werke der dritten Gruppe

enthalten, möglicherweise auch solche aus jüdischem Besitz. Gurlitts Vater Hildebrand hat eine Reihe von Bildern nach dem Krieg an Museen verkauft. So hängt im Lenbachmuseum in München ein Portrait Bertolt Brechts von Rudolf Schlichter. Anderes hängt im Sprengelmuseum in Hannover. Am Tage seines Todes war die Sammlung eine andere als am Ende des Krieges. Es sind Werke abgegeben worden, andere sind vielleicht hinzugekommen, wir wissen es nicht. Sein Sohn, Cornelius Gurlitt hat die Sammlung geerbt, also einwandfrei im rechtlichen Sinn erworben. Falls sich Werke mit zweifelhafter Herkunft in ihr befinden, könnten die Erben der ursprünglichen Besitzer die Herausgabe fordern und zivilrechtlich durchsetzen, wenn der Anspruch nicht inzwischen verjährt ist. Der Staat kann dagegen „Raubkunst“ aus Privatbesitz nicht zu Gunsten Dritter in Beschlag nehmen. Das mag man bedauern, aber es gibt gute Gründe dafür, nicht zuletzt den, daß das Verhängnis schon einmal mit staatlicher Beschlagnahme und Enteignung begonnen hat. Es ist ein Gebot der Vernunft, irgendwann eine Grenze zu ziehen, ab der Ansprüche nicht mehr verfolgt werden können, ab der nicht mehr zwischen sauberer und belasteter Kunst unterschieden werden soll. Das dient dem Rechtsfrieden, der Rechtsicherheit wie dem Zugang zur Kunst und der Kunst selbst, die ja für die Betrachtung geschaffen worden ist. Streiten könnte man allenfalls, wann die Verjährung von Ansprüchen eintreten solle und ob die geltende Grenze richtig gewählt ist. Ohne das Institut der Verjährung hinge der Vorwurf der „Raubkunst“ dauerhaft an den Werken wie ein Makel. Es handelt sich gewissermaßen um eine Kontamination, die Verkehr, Handel, öffentlichen Umgang und Ausstellungstätigkeit einschränkt oder sogar verhindert. Selbst wenn sie von musealer Qualität sind, können sie rechtmäßig in keine Sammlung gelangen.

Je mehr Zeit seit ihrer Enteignung vergangen ist, desto schwieriger ist der Nachweis einer lückenlosen, sauberen Provenienz. Das gilt für Käufer wie für Anspruchsberechtigte. Was bei Gemälden noch gehen mag, ist bei Papierarbeiten nur selten möglich, weil kaum fotografiert, und bei Druckgraphik so gut

wie nicht, wenn sie nicht mit Sammlerstempeln versehen sind. Wie sollen ihn Privatpersonen führen, wenn schon öffentliche Institutionen, auch bei gutem Willen, Schwierigkeiten damit haben. Und was schließlich soll mit den Werken geschehen, deren ursprüngliche Eigentümer nicht einmal Erben hinterlassen haben. Die Verjährung ist keine Entscheidung über Recht oder Unrecht, kein Ausdruck von Gerechtigkeit. Sie erklärt nur den Rechtsfrieden, ein hohes Gut der Gesellschaft. Unabhängig von der Rechtslage ist niemand gehindert, sich aus moralischen Erwägungen von einem Werk zu trennen, es zu stiften oder eine Entschädigung zu leisten.

Entartete Kunst

Die Werke der „Entarteten Kunst“ waren grundsätzlich von Vernichtung bedroht. Hunderte sind verschollen, Tausende wurden verbrannt. Jedes gerettete Werk ist ein Glücksfall. Wer den Rettern heute vorwirft, sie hätten sich bereichert, übersieht, daß im „Tausendjährigen Reich“ niemand damit rechnen konnte, zu Lebzeiten ein Bild wieder zu verkaufen, schon gar nicht zu heutigen Preisen. Die Feststellung entschuldigt nicht zweifelhafte Geschäfte von Kunsthändlern wie Hildebrand Gurlitt, aber sie ist notwendig, um das Überleben in schwieriger Zeit gerecht zu beurteilen. Wir verdanken Cornelius Gurlitt die Gelegenheit, über „Raubkunst“ nachzudenken. Was nützt Erinnerungskultur, wenn sie nicht hilft, von Zeit zu Zeit unsere Positionen zu prüfen. Ganz am Rande hat er uns gezeigt, wie wir in unserem Überwachungsstaat leben oder doch gelegentlich verkehren könnten, ohne uns zu melden, ohne Laut zu geben, ohne aufzufallen, wenn wir bereit wären, auf die Errungenschaften des digitalen Zeitalters zu verzichten. Wie tröstlich! Wozu geben wir eigentlich so viel Geld aus für unsere Sicherheit? Wäre es nicht in der Kunst viel besser angelegt? ¶

Barfuß unglücklich

Buddenbrooks- die Handlung als Stationendrama

Von Renate Freyeisen

Es ist so eine Sache mit der Dramatisierung von Romanen; zur Zeit hat Derartiges Hochkonjunktur. Da drängt sich manchmal der Verdacht auf, daß den Bühnenautoren nichts mehr einfällt. Nun also Thomas Manns Familiensaga „Buddenbrooks“ auf der Bühne des Mainfranken Theaters Würzburg, passend zum Spielzeitmotto „Geld und Götzen“, gerade eben erst im Fernsehen mal wieder gelaufen. Doch bei der Lektüre des Buches entstehen im Kopf Bilder, die vom Film eigentlich enttäuscht werden. Und noch eines steht fest: Das Lesen des Romans braucht Zeit, beschert aber dennoch Vergnügen. Die Inszenierung jedoch benötigt leider etwas viel Zeit. Denn die Roman-Adaption von John von Düffel wies in der Regie von Malte Kreuzfeldt trotz interessanter bildlicher Einfälle einige Längen auf, vor allem wenn deklamiert oder nur eine bestimmte Haltung vorgeführt oder auch erzählt wird. Wegen einiger überflüssiger Übertreibungen bescherten die drei Stunden obendrein nicht immer reines Vergnügen. Warum muß der unglückliche Christian immer barfuß herumlaufen, sich hinwerfen und dauernd laut herumjammern? Warum muß Grünlich, der angeblich prosperierende Geschäftsmann, sich bei der Bewerbung um die Hand von Tony Buddenbrook bis auf die Unterhose ausziehen und auf den Knien vor ihr winseln? Natürlich könnte man aus der Geschichte des Hauses Buddenbrook eine soap opera machen. Dazu läßt sich der Regisseur nicht verführen, doch er verfällt ins andere Extrem, in die Filettierung, die Zergliederung der Handlung in eine Art Stationendrama. Nach wie vor jedoch fesselt das Thema, der Niedergang einer bürgerlichen Familie, das gescheiterte Streben nach gesellschaftlicher Geltung und ökonomischem Erfolg. Es fehlt in diesem Hause der liebevolle Umgang miteinander, alles ist dem Ziel, dem Gewinn und dem nach außen hin richtigen Verhalten untergeordnet. So agieren die Beteiligten distanziert auf einer anfangs mit unterschiedlichen Sitzgelegenheiten bestückten schrägen Ebene, wobei zu Beginn im Hintergrund vage das Interieur einer scheinbar versunkenen Villa zu ahnen ist, später, nach dem Tod des alten

Buddenbrook, findet das Familiendrama auf der rot bestreuten Fläche statt, wobei eine Art Sprossenwand hinten bei greller Beleuchtung die Personen davor unkenntlich macht; am Schluß steht der Sarg der Mutter in der Mitte, wobei die Bühne außen herum leer ist. In dieser symbolhaft aufgeladenen Umgebung (Bühne: Birgit Angele) konnten nicht alle Akteure völlig überzeugen. Eine sehr gelungene Idee ist es aber, daß der kleine Hanno, von Beginn an am Klavier präsent, durch eine fast lebensechte Puppe „verkörpert“ wird; sie wird nahezu „natürlich“ bewegt. Das macht Sinn: Diese „künstliche“ Gestalt (Puppe: Peter Lutz) verweist gleich auf das Ende der Familie: Kein lebensfähiger Nachkomme bleibt übrig, und als die alte Dienerin Lina (Claudia Schneider) am Schluß vorliest: „Da stand er auf und schloß den Flügel“, senkt sich Dunkel auf alles – das Stück ist zu Ende. Und von daher wird auch klar: Die vermeintlich unangefochten hohe Stellung der Familie Buddenbrook beruht auf Selbsttäuschung. Denn beim wirtschaftlichen Abstieg zerstört ein Erfolgsstreben ohne Mitmenschlichkeit jegliches Miteinander. Das läßt sich an den Figuren ablesen. Timo Ben Schöfer verströmt als alter Konsul Buddenbrook nur Kälte, gibt ihn kühl, steif, ohne daß er die nötige Autorität ausstrahlt. Maria Brendel als Konsulin gefällt sich zu Lebzeiten ihres Mannes in hochmütig abweisender, vornehmer Haltung, nach dem Tod des Konsuls flüchtet sie übergangslos in die Religion. Damit muß sie sich nicht mehr um die Familie kümmern. Als hypochondrischer Leistungsverweigerer Christian muß Alexander Herrle sich in übertriebenem Selbstmitleid oft heftig schreiend oder wimmernd am Boden wälzen; so erweckt er nicht den Eindruck eines Leidenden, sondern eher den eines Simulanten. Sein Bruder Thomas, Sven Mattke, muss ständig kontrolliert agieren, wirkt angespannt, hart, und richtet seine lieblose Unbeugsamkeit letztlich gegen sich selbst. Für seine schöne, künstlerisch orientierte Frau Gerda, Marianne Kittel, kann er so kein Verständnis



Immer barfuß, immer unglücklich -Alexander Herrle als Christian . Foto: Falk von Trautenberg

entwickeln. Die einzige, die zu einem gewissen Grad gegen dieses Familienklima aufbegehrt, ist Tony; Claudia Kraus, sehr wandlungsfähig, ist anfangs eine unbeschwerte, selbstbewußte, verwöhnte Tochter aus gutem Haus; von den Eltern zur Heirat mit dem schmierigen Betrüger Grünlich gedrängt, dem Kai Christian Moritz recht überdrehte Züge gibt, und nach zwei Scheidungen, entwickelt auch

sie innere Härte, streitet über dem Sarg der Mutter mit den Geschwistern erbittert um das vermeintliche Erbe. Gewinner im Hintergrund aber ist der stets verbindlich lächelnde Bankier Kesselmeier, Boris Wagner, ohne Mitleid mit dem Untergang des Hauses Buddenbrook. Langer, freundlicher Beifall für alle Darsteller, vor allem für Claudia Kraus. ¶

Des kleinen Bruders Wandlungen

Seit 15 Jahren begeistert der Kissinger Winterzauber

Text und Fotos von Frank Kupke

Der Kissinger Winterzauber gilt als kleiner Bruder des Kissinger Sommers. Nicht ganz zu Unrecht. Immerhin gibt es das „Festival zur 4. Jahreszeit“, wie sich die Konzertreihe selbst nennt, erst seit 1999. Der Kissinger Sommer hingegen existiert bereits seit 1986. Beide Festivals dauern rund vier Wochen. Aber während es beim Kissinger Sommer rund 50 Veranstaltungen gibt, sind es beim Winterzauber ziemlich genau die Hälfte. Außerdem ist beim Kissinger Sommer offiziell die Stadt Bad Kissingen federführend, die hierbei mit der Bayerischen Staatsbad Bad Kissingen GmbH zusammenwirkt. Beim Winterzauber ist es derzeit umgekehrt, Veranstalter ist hier die Staatsbad GmbH im Zusammenwirken mit der Stadt Bad Kissingen. Diese Doppel-Strukturen aus Stadt und Staatsbad (die Staatsbad GmbH ging im Zuge der Seehofer'schen Gesundheitsreform von 1996 aus der früheren staatlichen Kurverwaltung und dem kommunalen Bäderbetrieb hervor) prägen das politische und kulturelle Leben in dem einstigen Weltbad Kissingen. Für die Programmgestaltung ist beim Kissinger Sommer seit Anbeginn die Intendantin Dr. Kari Kahl-Wolfjäger zuständig, die bis zur Saison 2004/2005 auch das Programm des Kissinger Winterzaubers maßgeblich gestaltete. Sie tat dies in Zusammenarbeit mit dem damaligen Kulturreferenten der Staatsbad GmbH, Andreas Dobmeier. Mit dem Amtsantritt von Dobmeiers Nachfolgerin Jutta Dieing im Jahr 2005 zog sich Kahl-Wolfjäger aus der Doppelspitze zurück, die Staatsbad GmbH übernahm inhaltlich die Federführung. Kulturmanagerin Jutta Dieing verlieh dem Kissinger Winterzauber in den Festivals 2005/2006 bis 2012/2013 nach und nach ein neues Profil. Das Schwergewicht verlagerte sich von niveauvoller Unterhaltung hin zur Klassik, und zwar hier vor allem zu Konzerten mit Alter Musik auf Originalinstrumenten und Kammermusik – in diesem Bereich präsentierten sich insbesondere junge ausländische Streichquartette dem Publikum (in der Saison 2011/2012 spielte beispielsweise das hervorragende The Danish String Quartet und das großartige tschechische Pavel-Haas-Quartett). Daneben gab es zwar immer noch Jazz und

Das Lenbach-Quartett im Saal des Arkadenbaus (von links: Wolfram Lohschütz, Ingrid Friedrich, Hiyoli Togawa und Helmar Stiehler).



deutsche Fernseh-Stars wie Mario Adorf oder Senta Berger. Aber die neuen Klassik-Programminhalte prägten die Konzertreihe Kissinger Winterzauber. Diese Neuerungen waren freilich ein sehr spezielles Angebot. Während das Marketing den winterlichen locker-flockiger Festival-Charakter (und das heißt eben vor allem die leichte Muse) nicht aus den Augen verlor, setzte das Programm neue und andere Akzente, von denen wohl niemand wirklich erwarten konnte, daß sie beim breiten Publikum auf große Begeisterung stoßen würden. Das Kissinger Publikum besteht vor allem aus kulturinteressierten Kurgästen, dem Bildungsbürgertum von Stadt, Kreis und Region, einigen Musikbegeisterten, die gezielt zu bestimmten Veranstaltungen kommen und längere Anreisen in Kauf nehmen, sowie einigen Stammgästen, die Bad Kissingen zumeist von einem früheren

Klaus Doldinger und sein Tenorsaxophon



Kur- beziehungsweise Reha-Aufenthalt kennen. Daß Kammermusik-Avantgarde oder Renaissance-Lauten-Klänge kaum etwas für dieses Besucherpotential sind, ist offenkundig. Die Kartenauslastung betrug 2011/2012 nur 54 Prozent. Bei Jutta Dieings Weggang aus Bad Kissingen Ende Mai 2012 stand bereits ein Großteil des Programms für den Winterzauber 2012/2013 fest. In Absprache mit Dieing gestaltete die Staatsbad GmbH unter Dieings Nachfolger Bruno Heynen das noch offene Restprogramm und setzt wieder verstärkt auf populäre Inhalte. Das Ergebnis war ein Anstieg auf 67 Prozent Kartenauslastung für die Saison 2012/2013. Heynens Job heißt nun, anders als der Dieings, nicht mehr „Kulturmanager“, sondern schlicht „Veranstaltungsleiter“. Unter dem bodenständigen wie weltoffenen Heynen hatte die Staatsbad GmbH jetzt für 2013/2014 ein Programm gestrickt, das nochmals verstärkt auf bekannte Namen setzte. Hierfür standen die sehr gut besuchten Konzerte der Soulsängerin Jocelyn B. Smith und des deutschen Jazzers Klaus Doldinger, der mit seiner Musikmischung aus Film, Blues und Funk das Publikum im gut gefüllten Regentenbau begeisterte. Im Bereich von Dieings Programm-Schwerpunkt Alte Musik gab es beim jüngsten Kissinger Winterzauber gar keine Veranstaltung mehr. Schade eigentlich. Und es gab nur noch ein einziges Streichquartett-Konzert. Zudem stand das Konzert des Münchner Lenbach-Quartetts wegen Besetzungsänderungen scheinbar ohnehin unter keinem besonders guten Stern. Der Cellist Helmar Stiehler mußte kurzfristig für den eigentlichen Cellisten der Formation, Joachim Wohlgemuth, einspringen. Aber Stiehler machte seinen Part mehr als gut. Daß die Bratscherin Hiyoli Togawa für Helmut Nicolai spielen würde, stand schon länger fest. Und insbesondere die in Düsseldorf geborene japanisch-australische Hiyoli Togawa war ein Glücksfall: Was sie im zweiten Satz aus Beethovens Opus 18, Nr. 1 aus ihrem Instrument an Expression und Gestaltungskraft herausholte, war umwerfend. Ingrid Friedrich (2. Geige) lieferte solide Arbeit, während das Spiel des 1. Geigers Wolfram Lohschütz ein wenig blaß blieb. Und ein weiterer Glücksfall war Marina Chiche. Die Geigerin war die Solistin beim diesjährigen Neujahrskonzert.

Traditionell humorvoll

Diese Veranstaltung ist traditionellerweise vor allem eine humorvolle Angelegenheit, dafür sorgte heuer auch wieder der als Konzertmoderator stets zu Scherzen aufgelegte Dirigent der Berliner Symphoniker, Lior Shambadal. Ohne gegen den heiteren Charakter



Die französische Geigerin Marina Chiche

der Veranstaltung zu verstoßen, ließ die Französin Chiche insbesondere in Saint-Saëns' Opus 28 aufhorchen. Rhythmisch gestochen scharf und in den Kantilenen intensiv dicht an der Saite, fand die Solistin hier einen sehr persönlichen Zugang zur Ausdruckswelt der Musik des 19. Jahrhunderts. Daß sie trotzdem keine Star-Allüren hat, bewies sie in der guten Kommunikation mit Dirigent und Orchester. Und so wichtig der Blick auf die Besucherzahlen auch ist: Solche Konzerte wie jenes von Marina Chiche braucht der Kissinger Winterzauber auch weiterhin. Die bekannten Klassik-Stars von Cecilia Bartoli über Lang Lang bis David Garrett waren oder sind eh nur beim großen Bruder des Kissinger Winterzaubers, dem Kissinger Sommer zu hören. Und ob sie ihren Kultstatus wirklich verdient haben, ist noch eine ganz andere Frage. Zumeist erfüllen diese Promis

zwar nicht nur, aber doch vor allem eine Marktlücke: Sie stillen das vermeintliche Bedürfnis nach bunten Vögeln im angeblich so tristen Klassik-Geschäft. Das dieses Geschäft gar nicht trist ist, bewies beispielsweise die klassische Geigerin Marina Chiche. Das Neujahrskonzert war übrigens gut besucht. Die exakten Zahlen für die Kartenauslastung beim Winterzauber 2013/2014 lagen bei Redaktionsschluß noch nicht vor. Sie bewegen sich aber laut Heynen voraussichtlich auf Vorjahresniveau, vielleicht so gar leicht darüber. ¶

✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✂

Erstmals wird in Würzburg und Gemünden **Gustav Mahlers dritte Symphonie** zu hören sein. Für das Mammut-Projekt kooperieren das Ensemble Con Brio und die Dommusik. Rund 120 Instrumentalisten und 100 Sänger wirken bei dieser Würzburger Erstaufführung mit. Unter der Gesamtleitung von Gert Feser bringt das **Sinfonieorchester Con Brio** in Kooperation mit der Würzburger Dommusik und unter Beteiligung der Gesangssolistin Richetta Manager das Werk zu Gehör. Gustav Mahlers sechssätzige dritte Symphonie (komponiert in den Sommermonaten der Jahre 1892 bis 1896 in Steinbach am Attersee in Oberösterreich, uraufgeführt 1902 in Krefeld) hat Spielfilmlänge und ist das größte Projekt, das Con Brio in Angriff genommen hat, sagt Gert Feser, der das hochklassige Laienorchester 1988 gegründet hat. Die Kooperation zwischen Con Brio und der Würzburger Dommusik ist eine weitere Premiere. In die Wege geleitet wurde diese Zusammenarbeit noch unter Würzburgs früherem Domkapellmeister Martin Berger. Dessen Nachfolger Christian Schmid hat diese Kooperation gerne in die Realität umgesetzt. 40 Würzburger Domsingknaben und 60 Sängerinnen der Mädchenkantorei am Würzburger Dom haben im vorletzten Satz (einer humorvollen Vertonung von Versen aus der Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“) eine tragende Rolle. Domkapellmeister Christian Schmid und Domkantor Alexander Rüth studieren den Satz mit den jungen Sängerinnen und Sängern komplett ein und übergeben den fertig einstudierten Chor an Con Brio. Außerdem wirkt bei der Aufführung die amerikanische Sängerin Richetta Manager mit, die in Würzburg seit ihrer Tätigkeit am damaligen Stadttheater Würzburg bekannt ist (legendär ist beispielsweise ihre „Isolde“). In Mahlers dritter Symphonie singt sie den Solo-Part im 4. Satz, einer Vertonung des „O Mensch! Gib acht“ aus Friedrich Nietzsches „Also sprach Zarathustra“. „Ich wollte Mahlers Dritte machen, weil ich das Stück einfach mag“, sagt Dirigent Feser. „Es war plötzlich die Sehnsucht da, die mir sagte: Jetzt ist das Stück dran.“ Und auch für die Chöre ist es eine spannende Sache, da deren Repertoire meistens doch ganz anders ist, so Domkapellmeister Schmid. „Ein bißchen Überzeugungsarbeit mußte ich bei meinen Jungs aber doch leisten.“ Die Hauptaufgabe der Chöre liegt normalerweise darin, die Liturgie im Dom zu gestalten. „Die

Kinder freuen sich auch darauf, mit einem so groß besetzten Orchester arbeiten zu dürfen“, so Schmid.

Aufführungen:

Gemünden: 9. Februar, 16 Uhr, Scherenberghalle.

Würzburg: 15. Februar, 20 Uhr, und 16. Februar, 18 Uhr,

Vogel Convention Center.

Vorverkauf: Touristinformation Falkenhaus Tel. (0931)372398.
[kup]

Bloß nicht zu viel Getöns davon machen, so wehrte **Dieter Stein** seine Geburtstagsgratulanten immer ab. Zu seinem 90. konnte er wohl nicht anders. Der runde Geburtstag des Würzburger Künstlers ist Anlaß für das **Museum im Kulturspeicher** zu einer Sonderpräsentation der Werke Steins und einiger seiner Weggefährten in der Städtischen Sammlung (Raum 6).

„...Über Jahrzehnte entwickelte Dieter Stein seine abstrakte Formensprache von den farbstarken, sehr geometrischen frühen Bildern bis hin zu einem sparsamen, eleganten und spannungsvollen Spätwerk weiter. Neben den abstrakten Gemälden sind besonders die figürlichen Zeichnungen Steins hervorzuheben, die eine ungewöhnliche Sichtweise und eine ursprüngliche Kreativität und Kraft verraten. Für sein künstlerisches Werk hat Dieter Stein regional wie überregional Anerkennung gefunden. 1955 erhielt er das Stipendium des Kulturkreises im Bundesverband der deutschen Industrie, 1960/61 das Stipendium der Villa Massimo in Rom.

Er ist Träger des Unterfränkischen Kulturpreises (1990) und des Würzburger Kulturpreises (1992). Das künstlerische Leben in Unterfranken hat er durch seine Ausstellungs-, Vermittler- und Lehrtätigkeit und das Vorbild einer eigenwilligen, selbstbewußten Position nachhaltig geprägt.“ (PK) Das Museum im Kulturspeicher Würzburg zeigt in der Sonderschau mehrere Arbeiten des Malers und Zeichners aus eigenem Bestand und aus dem Besitz des Künstlers. Daneben sind Werke seiner Künstlerfreunde zu sehen, die da sind: Günther Berger, Joachim Koch, MERVE und sein Sohn Peter Stein. Der Künstler schätzt an ihnen, was er ihre „Widerständigkeit“ nennt: eine individuelle Formensprache, die sich nicht am Kunstmarkt orientiert.

bis 9. März

[sum]

Anzeige



Ich fühl' mich wohl.



Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg

Tel. 0931-5 23 04

Wir führen BHs in den Größen

65 - 110, Cup A - I

www.gut-fuer-mainfranken.de

Wann ist ein Geldinstitut
gut für Mainfranken?

Wenn sein Engagement für
die Kultur so vielfältig ist,
wie die Region selbst.



Die Sparkasse Mainfranken Würzburg fördert Kunst und Kultur in unserer Region – und macht sie für viele Menschen zugänglich. Kunst und Kultur setzen schöpferische Kräfte frei, öffnen Geist und Sinne für Überliefertes und Ungewöhnliches. Das ist gut für den Einzelnen und gut für die Gesellschaft. www.gut-fuer-mainfranken.de

Gut für Mainfranken



Sparkasse
Mainfranken Würzburg





IST

WAHR